

Leseprobe aus:

Vladimir Nabokov

Das Modell für Laura



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

EINLEITUNG

Von Dmitri Nabokov

ALS SICH 1977 EIN LAUER FRÜHLING über die Schweizer Seeufer legte, wurde ich aus dem Ausland an das Krankenbett meines Vaters in einer Lausanner Klinik gerufen. Während der Genesung von einer als harmlos geltenden Operation muss er sich wohl mit einem Krankenhauskeim angesteckt haben, der seine Widerstandskraft auf bedrohliche Weise herabsetzte. Offensichtliche Anzeichen der Verschlechterung wie dramatisch gesunkene Natrium- und Kaliumspiegel waren völlig übersehen worden. Es war höchste Zeit, etwas zu unternehmen, wenn man ihn am Leben erhalten wollte.

Auf der Stelle wurde die Überführung in die Kantonale Universitätsklinik in Lausanne arrangiert, und es begann eine lange und quälende Fahndung nach dem schuldigen Erreger.

In den Bergen bei Davos war mein Vater bei einer seiner geliebten entomologischen Exkursionen gestürzt¹ und auf dem steilen Hang in einer so ungüns-

¹ Am 13. Juli 1975

tigen Position liegen geblieben, dass er nicht wieder aufstehen konnte, während Seilbahnkabinen voller Touristen seine Hilferufe und sein Winken mit dem Schmetterlingsnetz als Urlaubsspaß missverstanden und zurücklachten. Die Etikette kann unbarmherzig sein; das Hotelpersonal tadelte ihn, weil er, auf zwei Hotelpagen gestützt, schließlich mit zerrissenen Shorts in die Lobby gestolpert kam.

Vielleicht hatte er gar nichts damit zu tun, aber dieser Unfall im Jahre 1975 schien der Beginn einer Zeit permanenter Krankheit zu sein, die bis zu jenen schrecklichen Tagen in Lausanne anhielt. Er unternahm mehrere Versuche, in sein früheres Leben im Hotel Montreux Palace zurückzukehren, dessen majestätischer Anblick in meinem Gedächtnis wiederauftaucht, während ich in einer dusseligen elektronischen Biographie lese, der Erfolg von *Lolita* sei «Nabokov nicht zu Kopf gestiegen», und er habe «weiter in einem *schäbigen Schweizer Hotel*» gewohnt (Kursivierung von mir).

Allerdings begann Nabokov seine eigene körperliche Majestät zu verlieren. Seine eins achtzig große Statur erschien nunmehr leicht gebeugt, seine Schritte auf der Seepromenade wurden kurz und unsicher.

Aber mit dem Schreiben hörte er nicht auf. Er arbeitete an einem Roman, den er 1975 – im nämlichen kritischen Jahr – begonnen hatte: ein Meisterwerk

im Embryonalstadium, dessen geniale Ansätze sich hier und da auf seinen allgegenwärtigen Karteikarten zu verpuppen anfangen. Über die Einzelheiten dessen, woran er gerade schrieb, sprach er selten, aber vielleicht weil er das Gefühl hatte, dass es dazu nicht mehr so viele Gelegenheiten geben würde, begann er, meiner Mutter und mir gewisse Details zu erzählen. Unsere Gespräche nach dem Abendessen wurden kürzer und sporadischer, und immer wieder zog er sich in sein Zimmer zurück, als hätte er es eilig, sein Werk zu Ende zu bringen.

Bald kam die letzte Fahrt in das Hôpital Nestlé.² Vater fühlte sich schlechter. Die Untersuchungen gingen weiter; eine Reihe von Doktoren rieb sich das Kinn, während sie sich am Krankenbett immer mehr wie Bestatter verhielten. Schließlich trug ein Luftzug aus einem Fenster, das eine niesende junge Krankenschwester offen gelassen hatte, zu einer finalen Erkältung bei. Meine Mutter und ich saßen bei ihm, als er, noch an dem Essen würgend, zu dessen Verzehr ich ihn drängte, mit drei keuchenden Atemzügen einer obstruktiven Bronchitis erlag.³

Über die genauen Ursachen seiner Krankheit verlautete wenig. Der Tod des großen Mannes schien in verlegenes Schweigen gehüllt. Auch als ich der

² Am 5. Juni 1977

³ Am 2. Juli 1977

Sache einige Jahre später zu biographischen Zwecken auf den Grund zu gehen versuchte, blieben die Einzelheiten seines Sterbens dunkel.

Erst in den Endstadien seines Lebens erfuhr ich von gewissen vertraulichen Familienangelegenheiten. Dazu gehörte seine ausdrückliche Anweisung, das Manuskript von *Das Modell für Laura (The Original of Laura)* zu vernichten, falls er vor seiner Fertigstellung sterben sollte. Darauf versessen, dem Mahlstrom von Hypothesen, der das unvollendete Werk verschlungen hat, eigene Vermutungen hinzuzufügen, haben sich Menschen von beschränkter Vorstellungskraft über den Gedanken mokiert, dass ein Künstler vor dem Tod ein eigenes Werk, aus welchem Grund auch immer, zur Vernichtung bestimmen und ihm dann doch das Überleben gestatten kann.

Ein Autor kann ernstlich, er kann sogar todkrank sein und dennoch seinen verzweifelten Sprint gegen das Schicksal bis zur letzten Ziellinie fortsetzen – und ihn verlieren, obwohl er ihn unbedingt gewinnen wollte. Oder es mag ihm irgendein Zufall oder das Eingreifen anderer Menschen einen Strich durch die Rechnung machen, so wie es Nabokov viele Jahre zuvor passiert war, als ihm seine Frau auf dem Weg zum Papierverbrennungskorb einen Entwurf von *Lolita* aus der Hand riss.

Die Erinnerung meines Vaters und meine eigene stimmten nicht darin überein, welche Farbe das imposante Ding hatte, das ich, ein Kind von kaum sechs Jahren, ungläubig inmitten des puzzleartigen Durcheinanders von Gebäuden in der Hafencity Saint-Nazaire erspähte. Es war der gewaltige Schornstein der *Champlain*, die uns nach New York bringen sollte. In meiner Erinnerung ist er hellgelb, während Vater in den Schlusszeilen von *Erinnerung, sprich* schreibt, er sei weiß gewesen.

Ich bleibe bei meinem Bild, egal was die Forscher in den historischen Archiven über die damaligen Livreen der Compagnie Générale Transatlantique ausgraben. Ebenso sicher bin ich, welche Farben ich in meinem letzten Traum an Bord sah, als wir Amerika erreichten: die verschiedenen deprimierenden Grautöne, die meine Traumvision eines schäbigen, niedrigen New York prägten, und nicht die aufregenden Wolkenkratzer, die meine Eltern mir versprochen hatten.

Als wir an Land gingen, hatten wir ebenfalls zwei verschiedene Visionen von Amerika: Bei der Zollkontrolle verschwand aus unserem Gepäck eine kleine Flasche Cognac; als andererseits mein Vater (oder war es meine Mutter? – manchmal fließen die beiden in meinem Gedächtnis ineinander) versuchte, unseren Taxifahrer mit dem gesamten Inhalt seines Portemonnaies zu bezahlen – einem Hundert-Dol-

lar-Schein einer uns neuen Währung –, lehnte der ehrliche Fahrer diesen sogleich mit einem verständnisvollen Lächeln ab.

In den Jahren, bevor wir Europa verließen, hatte ich wenig Genaues darüber erfahren, was mein Vater «machte». Selbst der Begriff «Schriftsteller» sagte mir wenig. Nur in der beiläufigen Vignette, die er mir etwa als Gutenachtgeschichte erzählte, ist im Rückblick vielleicht der Vorgeschmack auf ein im Entstehen begriffenes Buch auszumachen.

Den Begriff «Buch» verkörperten die vielen roten Lederbände, die ich auf den obersten Regalen in den Arbeitszimmern der Bekannten meiner Eltern bewunderte. Mir kamen sie «appetitlich» vor, wie wir auf Russisch sagen würden. Doch meine erste «Lektüre» bestand darin, dass meine Mutter mir Vaters russische Übersetzung von *Alice im Wunderland* vortrug.

Wir hatten in Paris gelebt, waren an die sonnigen Strände der Riviera gereist und schifften uns schließlich nach New York ein. Nach meinem ersten Tag an der heute verschwundenen Walt Whitman-Schule verkündete ich meiner Mutter, ich hätte jetzt Englisch gelernt. Tatsächlich lernte ich Englisch sehr viel langsamer, und es wurde mein liebstes und flexibelstes Ausdrucksmittel. Jedoch werde ich immer stolz darauf sein, dass ich das einzige Kind auf der ganzen Welt war, welches die Grundlagen des Rus-

sischen, mit Lehrbüchern und allem, bei Vladimir Nabokov gelernt hat.

Mein Vater befand sich mitten in einer ganz eigenen Metamorphose. Obwohl er als «völlig normales dreisprachiges Kind» aufgewachsen war, stellte es eine tiefgreifende Herausforderung für ihn dar, sein «ungebundenes, reiches und unendlich gefügiges Russisch» gegen ein neues Idiom einzutauschen, nicht das Familienenglisch, das er mit seinem anglophonen Vater geteilt hatte, sondern ein Instrument, das so ausdrucksvoll, gefügig und poetisch war wie seine meisterlich beherrschte Muttersprache. *Das wahre Leben des Sebastian Knight*, sein erster englischsprachiger Roman, kostete ihn unendliche Zweifel und Qualen, als er sein geliebtes Russisch aufgab, «die weichste aller Sprachen», wie er ein englisches Gedicht betitelte, das später (im Jahr 1947) in der Zeitschrift *Atlantic Monthly* erschien. Inzwischen hatte er in der Übergangsphase zu einer neuen Sprache und kurz vor unserer Übersiedlung nach Amerika sein letztes bedeutendes eigenständiges Prosawerk auf Russisch geschrieben (mit anderen Worten weder einen Teil eines größeren entstehenden Werkes noch die russische Fassung eines bereits geschriebenen). Es war die Novelle *Wolschebnik (Der Zauberer)*, gewissermaßen eine Vorläuferin von *Lolita*. Er meinte, er hätte das kurze Manuskript vernichtet oder verloren, und seine schöpferische Essenz sei

von *Lolita* aufgezehrt worden. Seiner Erinnerung nach hatte er es eines Abends in Paris, hinter blauem Verdunkelungspapier gegen die drohenden Nazibomben, einer Gruppe guter Bekannter vorgelesen. Als es schließlich wiederauftauchte, nahm er es zusammen mit seiner Frau in Augenschein, und sie beschlossen 1959, dass es künstlerisch sinnvoll wäre, wenn es «von den Nabokovs ins Englische überführt» und veröffentlicht würde.

Das geschah erst ein Jahrzehnt nach seinem Tod, und die Veröffentlichung von *Lolita* selbst war der ihrer Vorläuferin vorausgegangen. Mehrere amerikanische Verlage waren aus Furcht vor dem Widerhall des delikaten Stoffes von *Lolita* zurückgeschreckt. In der Überzeugung, dass sie für alle Zeit ein Opfer des Unverständnisses bleiben würde, hatte Nabokov beschlossen, die Rohfassung zu vernichten, und nur Véra Nabokovs Einschreiten verhinderte bei zwei Gelegenheiten, dass sie in unserem Papierverbrennungskorb in Ithaca in Rauch aufging.

Ohne etwas von dem zweifelhaften Ruf des Verlages zu wissen, erklärte sich Nabokov schließlich damit einverstanden, dass eine Agentin den Roman bei Maurice Girodias' Olympia Press unterbrachte. Und es war nur der lobende Hinweis von Graham Greene, der *Lolita* weit über die trashigen Wendekreise von Krebs und Steinbock hinauskatapultierte, die Girodias zusammen mit ihren pornomäßigeren

Stallgefährten bei Olympia von seinem Vater Jack Kahane, dem Besitzer der Pariser Obelisk Press, geerbt hatte, um schließlich zu dem zu werden, was man als eins der besten Bücher bezeichnet hat, die je geschrieben wurden.

In dieser *Proto-road novel* finden sich die Landstraßen und Motels im Amerika der 1940er Jahre verewigt, und zahlreiche seiner Namen und Orte leben in Nabokovs Wortspielen und Anagrammen weiter. 1961 ließen sich die Nabokovs im Hotel Montreux Palace in der Schweiz nieder, und an einem ihrer ersten Abende dort leerte ein wohlmeinendes Zimmermädchen einen schmetterlingsverzierten Schmuckpapierkorb und entsorgte so für alle Zeit einen dicken Stapel amerikanischer Straßenkarten, auf denen mein Vater gewissenhaft alle Straßen und Städte eingetragen hatte, die meine Eltern bereist hatten. Auch seine beiläufigen Kommentare waren dort vermerkt, ebenso wie die Namen von Schmetterlingen und ihre Lebensräume. Wie schade, besonders jetzt, da Forscher auf mehreren Kontinenten alle solche Details recherchieren. Wie schade auch, dass eine mir liebevoll gewidmete Erstausgabe von *Lolita* aus einem New Yorker Keller gestohlen und auf dem Weg in die Bude eines Cornell-Studenten für zwei Dollar verkauft wurde.

Das Thema Bücherverbrennung sollte uns verfolgen. Als Gastdozent der Harvard-Universität hielt

Nabokov 1951/52 eine Vorlesungsreihe über Cervantes' *Don Quijote*, und während er gewisse Meriten anerkannte, bezeichnete er das Buch als «grob» und «grausam». Der Ausdruck «Verriss», der Nabokovs Einschätzung Jahre später beigelegt wurde, wurde von literarisch unbedarften Journalisten weiter vergrößert, bis man schließlich eine Karikatur vor sich sah, auf der Nabokov vor seinen Studenten ein brennendes Buch in die Höhe hielt; dazu das obligate Moralisieren mit erhobenem Zeigefinger.

Und so sind wir endlich bei *Laura* und wieder bei Gedanken ans Feuer. Während der letzten Monate seines Lebens im Lausanner Krankenhaus arbeitete Nabokov fieberhaft an dem Roman, taub gegen die Witzeleien der Unsensiblen, die Verhöre der Wohlmeinenden, die Vermutungen der Neugierigen in der Außenwelt und seine eigenen Leiden. Zu diesen gehörten ständige Nagelbettentzündungen an den Zehen. Zuweilen hatte er das Gefühl, er wäre sie lieber ganz los, als sich Pediküerversuchen seitens der Pfleger zu unterziehen, die er zwanghaft eigenhändig zu korrigieren unternahm, um sich Linderung zu verschaffen, indem er selber schmerzhaft an den Zehen herumstocherte. In *Laura* finden sich einige Echos dieser Nöte wieder.

Er sah in die sonnige Außenwelt hinaus und rief leise, dass jetzt ein bestimmter Schmetterling schon unterwegs sei. Aber es sollte zu keinen Almwan-

derungen mehr kommen, das Netz in der Hand, das Buch im Kopf. Dieses arbeitete in ihm weiter, allerdings in dem klaustrophobischen Mikrokosmos eines Krankenzimmers, und Nabokov begann zu fürchten, dass Inspiration und Konzentration das Rennen gegen seine nachlassende Gesundheit nicht gewinnen würden. Er führte ein sehr ernstes Gespräch mit seiner Frau, in dem er ihr nachdrücklich erklärte, dass *Laura* verbrannt werden müsse, falls das Buch bei seinem Tod nicht fertig wäre.

Die Kleingeister in den Horden von Briefschreibern, die über mich hergefallen sind, haben immer behauptet, dass ein Künstler, der ein eigenes Werk vernichten will, welches er für unvollkommen oder unfertig hält, solches sauber und vorausschauend rechtzeitig selber erledigen sollte. Diese Neunmalklugen vergessen indes, dass Nabokov *Das Modell für Laura* keineswegs in jedem Fall zu verbrennen wünschte, sondern bis zu den wenigen letzten Karten weiterleben wollte, die nötig gewesen wären, um zumindest einen vollständigen Entwurf fertigzustellen. Es wurde auch das Argument vorgebracht, Franz Kafka habe seinem Freund Max Brod die Vernichtung des Neudrucks der *Verwandlung* und anderer veröffentlichter und unveröffentlichter Meisterwerke, einschließlich *Das Schloss* und *Der Prozess*, aufgetragen, obwohl er ganz genau wusste, dass Brod dies niemals fertigbrin-

gen würde (eine ziemlich naive List für einen tapferen und luziden Kopf wie Kafka), und Nabokov sei einer ähnlichen Logik gefolgt, als er *Lauras* Auslöschung meiner Mutter übertrug. Sie war eine untadelig couragierte und vertrauenswürdige Emis-särin. Wenn sie dem Auftrag nicht nachkam, so lag das an ihrem Zaudern – einem Zaudern, das seinen Grund in Alter, Schwäche und unermesslicher Liebe hatte.

Als nach ihrem Tod 1991 die Aufgabe an mich überging, habe ich eine Menge nachgedacht. Mehr als einmal habe ich gesagt und geschrieben, dass meine Eltern für mich in gewisser Hinsicht niemals gestorben sind, sondern weitergelebt und mir praktisch aus einer Art Limbus über die Schulter gesehen haben, sodass sie bereitstanden, um mir bei wichtigen Entscheidungen zu helfen, ob es sich nun um ein maßgebliches *mot juste* oder eine profanere Sorge handelte. Ich hatte es nicht nötig, meinen «*ton bon*» (die Verballhornung ist Absicht) aus den Überschriften modischer Schwachköpfe zu entleihen, sondern hatte ihn aus der Quelle. Wenn es einem verwegenen Kommentator beliebt, den Fall mit irgendwelchen mystischen Phänomenen gleichzusetzen – meinetwegen.

An diesem entscheidenden Punkt kam ich zu dem Schluss, dass Nabokov in einer mutmaßlichen Rückschau nicht gewollt hätte, dass ich zu seinem Mann

aus Porlock⁴ würde oder es einer neuen Juanita Dark gestatten würde – denn so hieß das Mädchen in einer frühen Fassung der zur Verbrennung bestimmten *Lolita* –, wie eine moderne Jeanne d’Arc in Flammen aufzugehen.

Bei Vaters immer kürzer und seltener werdenden Besuchen zu Hause versuchten wir tapfer, unser munteres Tischgeplauder aufrechtzuerhalten, aber *Lauras* jenseitige Welt wurde nicht erwähnt. Damals wussten ich und, wie ich glaube, auch meine Mutter, welchen Fortgang alles nehmen würde, in jeder Hinsicht.

Es verging einige Zeit, ehe ich mich nach Vaters Tod überwinden konnte, seine Karteikartenschachtel zu öffnen. Ich musste durch eine beklemmende Schmerzbarriere hindurch, bevor ich die von ihm liebevoll eingeordneten und gemischten Karten berühren konnte. Als ich einmal selber im Krankenhaus lag, las ich nach mehreren Anläufen zum ersten Mal, was in Struktur und Stil trotz seiner Unvollständigkeit ohne Vorbild war, geschrieben in der neuen «weichsten aller Sprachen», zu der das Englische für Nabokov geworden war. Ich nahm die Aufgabe in Angriff, den Text zu ordnen, vorzubereiten und dann meiner getreuen Sekretärin Cristiane Gal-

4 Der den englischen Dichter Samuel Taylor Coleridge mitten in der Niederschrift seiner «Traumvision» *Kubla Khan* unterbrach.

liker eine provisorische Abschrift zu diktieren. *Laura* lebte im Halbschatten weiter und kam nur ab und an zum Vorschein, wenn ich sie lesen oder die wenigen Korrekturen vornehmen wollte, an die ich mich herantraute. Ganz allmählich gewöhnte ich mich an dieses verstörende Gespenst, das in der Stille eines Tresors und in den Windungen meines Kopfes ein simultanes Zwillingenleben zu führen schien. Es war mir unmöglich, mir *Lauras* Vernichtung auch nur vorzustellen, und mein Wunsch war, sie gelegentlich für einen Augenblick aus ihrem Dunkel hervorschauen zu lassen. Deshalb auch meine minimalen Erwähnungen des Werks, gegen die mein Vater für mein Gefühl nichts einzuwenden gehabt hätte und die zusammen mit ein paar ungenau durchgesickerten Informationen und Mutmaßungen anderer langsam zu den bruchstückhaften Vorstellungen von *Laura* führten, mit denen eine immer auf den saftigen Knüller scharfe Presse heute prahlt. Auch glaube ich wie gesagt nicht, dass mein Vater oder sein Schatten sich der Freigabe von *Laura* widersetzt hätte, nachdem sie das Gesumm der Zeit so lange überlebt hat – ein Überleben, zu dem ich vielleicht beigetragen habe, getrieben weder von Spieltrieb noch von Kalkül, sondern von einer jenseitigen Kraft, der ich nicht widerstehen konnte. Habe ich Verdammung oder Dank verdient?

«Aber warum, Mr. Nabokov, warum haben Sie

sich *wirklich* zur Veröffentlichung von *Laura* entschlossen?»

Nun denn, ich bin ein netter Kerl, und da mir aufgefallen ist, dass Leute auf der ganzen Welt mit mir per Vorname sind, wenn sie mitleidig «Dmitris Dilemma» beklagen, dachte ich, es wäre nett, ihr Leid zu lindern.